

Lothar Böhnisch

Lebensbewältigung

Ein Konzept für die Soziale Arbeit

3. Auflage



Mit E-Book inside

Inhalt

Einleitung	9
------------	---

Teil I

Die psychodynamische Sphäre der Lebensbewältigung

1	Warum tun die das? – Warum brauchen die das?!	12
2	Wie innere Hilflosigkeit Bewältigungsdruck erzeugt – Abspaltungen	18
3	Mit dem Bewältigungskonzept kommt die Tiefendimension der Verletzlichkeit in den Blick	33
4	Über die Notwendigkeit, Bewältigungsverhalten geschlechtsdifferent zu betrachten	41

Teil II

Die soziodynamische und die gesellschaftliche Sphäre der Lebensbewältigung

5	Auf die Familie kommt es immer noch an, vor allem aber auf die Schule und auf die Clique, in die man hineingerät – Bewältigungskulturen	60
6	Die neue Arbeitswelt erzeugt neue Bewältigungszwänge	74
7	Die digitalen Medien sind grenzenlos – Verdeckte Bewältigungsfallen	80
8	Professionelles sozialpädagogisches Handeln ist bewältigungsdynamischen Herausforderungen ausgesetzt	86
9	Auch die Jugendhilfe kann Hilflosigkeit erzeugen	90

10	Wie die Soziale Arbeit Zugang zur sozialstrukturellen Dimension finden kann – Lebenslagen und Bewältigungslagen	97
11	Eine Theorie der Sozialen Arbeit muss Handlungsaufforderungen enthalten	113
12	Ein bewältigungstheoretisches Konzept muss Anforderungen an die Organisationen der Sozialen Arbeit entwickeln können	139
13	Bewältigung und Bildung gehen ineinander über	144
14	Wie verhält sich das Bewältigungskonzept zum Konzept der Lebensweltorientierung, zum Capability Approach und zum Programm einer Sozialen Arbeit als Menschenrechtsprofession?	149

Teil III

Mit dem Bewältigungskonzept kann die Sozialisationstheorie als Bezugstheorie Sozialer Arbeit neu formuliert werden – Bewältigungslagen im Lebenslauf

15	Sozialisation kann heute auch als biografischer Bewältigungsprozess interpretiert werden	165
16	Schon die Kindheit steht in der Spannung zwischen entwicklungsgemäßigem Eigenleben und sozialem Bewältigungsdruck	171
17	Im Jugendalter lauern Bewältigungsfallen, in die vor allem sozial benachteiligte Jugendliche hineingeraten können	176

Teil IV

Die Soziale Arbeit erkennt soziale Probleme als Bewältigungslagen

18	Die Soziale Arbeit ist mit sozialen Problemen konfrontiert, die sich immer wieder neu formieren – Armut, Arbeitslosigkeit, Sucht, Obdachlosigkeit, familiäre Gewalt, Kriminalität und Migration als Bewältigungslagen	186
19	Alter(n) kann als Bewältigungslage und Bewältigungskultur neu verstanden werden	210
20	Das Bewältigungskonzept ermöglicht den sozialpädagogischen Zugang zu prekären Übergängen	215
21	Bewältigung als Konfliktgeschehen	221
22	Die Soziale Arbeit braucht eine Ethik, die sozialpolitisch greifbar ist – Ein bewältigungstheoretischer Zugang zur Gerechtigkeit	224
23	Kann die Soziale Arbeit von den sozialen Bewegungen profitieren?	229
24	Wie sich die Sozialpolitik bewältigungspolitisch öffnen kann	233
25	Eine Gesellschaft ohne Abspaltungszwang – Die Gesellschaft der Sorge (Care)	241
	Literatur	246

Einleitung

Das Konzept Lebensbewältigung versteht sich als Theorie-Praxis-Modell. Es entwickelt und systematisiert Hypothesen zum Betroffenen-Sein und zum Bewältigungsverhalten von Menschen in kritischen Lebenskonstellationen, die ja den hauptsächlichen AdressatInnenkreis der Sozialen Arbeit bilden. Es macht des Weiteren die so gewonnenen Erkenntnisse diagnostisch brauchbar und leitet daraus konkrete Handlungsaufforderungen an die Soziale Arbeit ab. Gleichzeitig ist es ein Konzept, das nicht beim Individuum stehen bleibt. Vielmehr ist es in der Lage, die sozial-interaktiven und gesellschaftlichen Bedingungen und Kontexte aufzuschließen, die das individuelle Bewältigungshandeln wie den sozialpädagogischen Zugang dazu beeinflussen. Dies macht die reflexive Qualität des Ansatzes aus, d.h., man ist zwangsläufig aufgefordert, immer wieder die Hintergrundbedingungen psychosozialer Arbeit zu diskutieren. Darin können auch die Möglichkeiten und Grenzen sozialpädagogischen Handelns reflektiert werden. Das Modell Lebensbewältigung entfaltet sich in drei Sphären, die in einem Zusammenhang miteinander stehen. In der Begrifflichkeit der ‚Sphären‘ ist diese Möglichkeit der gegenseitigen Durchdringung ausgedrückt.

In der psychodynamischen Sphäre führt der Verlust an Selbstwert, sozialer Anerkennung und Selbstwirksamkeit in kritischen Lebenssituationen (Lebenskonstellationen) zur Hilflosigkeit des Selbst und daraus resultierendem unbedingtem Streben nach Handlungsfähigkeit. Bei Unfähigkeit zur Thematisierung innerer Hilflosigkeit kommt es zum Zwang zu äußerer oder innerer Abspaltung.

In der soziodynamisch-interaktiven Sphäre der Bewältigungskulturen werden die in ihnen enthaltenen Chancen der Thematisierung von Bewältigungsproblemen und -konflikten diskutiert. Als Bewältigungskulturen werden Familie, Gruppe, Schule, Arbeitswelt und Medien dargestellt.

In der gesellschaftlichen Sphäre werden das sozialpolitische Konzept Lebenslage und der sozialpädagogische Zugang dazu entfaltet. Diesen Zugang entwickle ich im Begriff Bewältigungslage mit den Dimensionen Ausdruck (Thematisierung), Abhängigkeit, Aneignung und Anerkennung.

Aus dem Bewältigungsmodell ergeben sich entsprechende Handlungsaufforderungen wie akzeptierende Haltung, bewältigungsdynamisches Verstehen, Reframing, funktionale Äquivalente und Milieubildung.

Teil I

Die psychodynamische Sphäre
der Lebensbewältigung

1 Warum tun die das? – Warum brauchen die das?!

Es ist immer wieder dasselbe. Ein Junge macht mitten im Unterricht Faxen, gibt den Kasper, zeigt der Lehrerin den Stinkefinger. Die Klasse johlt. Die Lehrerin ist überrumpelt, scheint hilflos. Der Schüler, der sonst als leistungsschwach gilt, ist nun für drei Minuten oben, fühlt sich als der King. Was tun mit dem Jungen? Zum Schulpsychologen, in die Sonderzone der Schulsozialarbeit? Auf ihn einzureden nützt nichts. Er hat ja seinen Auftritt genossen. Wenn aber nichts mit ihm geschieht, wird sich die Szene in immer kürzeren Abständen wiederholen. Schnell hat er das Etikett des notorischen Störers weg. Manche sagen sogar, er sei „auffälligkeitssüchtig“.

Auf ihn einzureden, es ihm vorzuhalten fruchtet deshalb nicht, weil im Jungen dieses erlebte Hochgefühl noch nachlebt, er davon nicht runterwill. Er hat ja sonst nichts anderes, um auf sich aufmerksam zu machen. Es war auch nicht bewusst geplant, es ist in ihm aufgestiegen. Ein geiles Gefühl, so im Mittelpunkt zu stehen. „Anerkennung“ durch Auffälligkeit. Unbewusst aus einem leibseelischen Antrieb der Selbstbehauptung heraus.

Deshalb müssen wir die richtigen Fragen stellen. Nicht: Warum tut er das? Das führt schnell ins Normative, und dagegen ist er ja scheinbar gefeit. Vielmehr müssen wir fragen: Warum *braucht* er dieses Verhalten?! Hat er denn keine andere Möglichkeit, auf sich aufmerksam zu machen, Anerkennung zu bekommen? Die Schule bietet sie ihm wohl nicht. Uns verstört auch die Lust, die der Junge bei seinem auffälligen Auftritt zeigt, das Hochgefühl, seinen Frust vor anderen an anderen auslassen zu können. Kein Unrechtsbewusstsein. Deshalb müssen wir auf die Botschaften achten, die hinter diesem Verhalten stecken: in der Schule wenig Anerkennung, zu Hause oft sich selbst überlassen. Selbstbehauptung und Hilferuf gehen in eins über. In dieser Verstörung begegnen wir auch dem jungen Migranten in Jürgen

Leinwebers Film „Jung und böse“, der, von der Schule gefrustet, den Nächsten, den er auf der Straße antrifft und den er als schwächer einschätzt, anmacht und vielleicht sogar zusammenschlägt. Er hat das gebraucht, sagt er, es hat ihn entspannt. Er würde es wieder tun.

Viele dieser Fälle führen zurück in die Familie. Zu Vätern, die von Problemen ihrer Kinder nichts wissen wollen, zu Müttern, die überfordert sind. Meist sind es ja die Mütter, die der Beziehungsanker im familialen Sorgenalltag sein müssen. Wenn sie aber diesen Druck nicht mehr aushalten können, weil man mit innerer Hilflosigkeit nicht leben kann, dann ist ihnen oft der Weg nach außen versagt. Dann richten sich die aufgestauten Aggressionen gegen sie selbst. Autoaggressives Verhalten und entsprechende Akte findet man deshalb in den Statistiken überwiegend bei Frauen: Medikamentenmissbrauch, Selbstverstümmelungen, aber vor allem auch Depressionen, in denen man sich selbst stillstellt.

Frauen, die sich immer wieder zurücknehmen. Eine Sozialarbeiterin erzählt von einer Frau, die unter wiederholten psychischen Störungen leidet und deshalb krankgeschrieben wird. Dennoch hat die Frau den Eindruck, dass sie von ihrer Chefin, der sie das mitteilt, unausgesprochene Signale erhält: Wenn du die nächsten Tage nicht kommst, kann ich dir – bei unserer derzeitigen betrieblichen Situation – nicht garantieren, dass wir dich behalten können. Die Frau spürt, dass ihr die Krankentage guttäten, sucht die Autorität der Ärztin und hat gleichzeitig nicht nur Angst, dass ihr eventuell gekündigt wird, sondern diese Angst verquickt sich mit dem Verständnis für die Lage der Chefin und des Betriebes. Die Frau nimmt alle Schuld auf sich: dass sie krank ist, dass sie den Betrieb im Stich lässt, dass sie am besten gar nicht auf der Welt wäre. Sie nimmt noch mehr Medikamente.

Ein weiteres Fallbeispiel aus der Familienhilfe: Vernachlässigung. Die Mutter kommt aus einer Familie, in der sie wenig Zuneigung und Anerkennung erfahren hat, von Eltern, um die sie sich aber nun mit deren zunehmendem Alter kümmern muss und, aus ihrem Verständnis der Frauenrolle heraus, auch kümmern will. Die Liebe, die ihr entgangen ist, sucht sie nun bei ih-

rem Kind, spürt aber, dass sie überfordert ist, keine richtige Mutter sein kann. In der gleichzeitigen Sorge um die Eltern und dem Schuldgefühl, keine gute Mutter sein zu können, kann sie ihre Sorge um sich selbst nicht ausleben und versinkt deshalb in Depressivität. Auch hier wieder weibliche Bedürftigkeit – es ist ihr verwehrt, eine gute Mutter zu sein, obwohl sie es gern möchte – und der Zwang, sich selbst noch mehr zu belasten.

Und dann die Mädchen, die in Notdiensten Zuflucht suchen, weil sie sich aus ihrer Familie getrieben fühlen. Die mit sich, mit ihren Versagensängsten und ihrem Körper nicht zurechtkommen, von Eltern bedrängt, die sie nicht verstehen können oder wollen. Mit einer Mutter, die sie überfürsorglich und zugleich schuldgedrängt umklammert und zudeckt, einem Vater, der von Problemen in „seiner“ Familie nichts wissen will. Sie fühlen sich dann selbst schuldig, hassen sich dafür, Essstörungen sind nicht weit.

Aus Frauenhäusern wird von geschlagenen Frauen berichtet, die sich nicht wehren, die eher die Schuld bei sich selbst suchen, es nach innen wegdrücken, wo es dann weiterschwelt. Männer die ihre Frauen geschlagen haben, beteuern vor Gericht oder in der Beratung meist, dass sie wohl einen „Aussetzer“ hatten, sie liebten doch ihre Partnerin. Nun kommt bei der häuslichen und – weitergehend – sexuellen Gewalt von Männern das dazu, was man als „Bedürftigkeit“ bezeichnet: Man hält es nicht aus, dass einem die Partnerin Gefügigkeit verwehrt, worauf man als Mann doch ein Recht zu haben glaubt. Männliche Bedürftigkeit ist in Zonen häuslicher Gewalt immer anzutreffen.

In den Männerberatungsstellen tauchen sie immer häufiger auf: Männer als Verlierer von Ehescheidungsprozessen, bei denen es darum geht, wem die Kinder zugesprochen werden. Die Fronten sind längst klar. Der Mann – in Sachen Vormundschaft faktisch immer noch benachteiligt – aktiviert gegenüber seiner Frau maskuline und sexistische Gefühle, die er während der Ehe nie kannte. Der früher partnerschaftlich-empathische Gatte einer gleichberechtigt ausgehandelten Beziehung stürzt nun in das dunkle Loch der Hilflosigkeit, aus dem ihm die bisherigen Beziehungsmuster nicht mehr heraushelfen. Um aus dieser Hilflosig-

keit herauszukommen, klammert er sich an das verborgene „archaisch Maskuline“ in sich, das ihm seiner Empfindung nach noch als einziges bleibt und ihn stärkt: Die Frau wird auf einmal abgewertet, die Kinder werden zum väterlichen Besitz deklariert. Der Mann hat alle Leidensstationen – Feindschaft zur Frau, Spaltung des Freundeskreises, Anwalt – hinter sich, die Männerberatung, so widerwillig er dem Tipp folgt, ist die letzte Möglichkeit. Er sucht Lösungen und will doch Bestätigung. Er versucht, den Berater in seine Version einzustimmen, Hilflosigkeit, die er nicht verbergen kann, und Dominanzstreben beherrschen gleichzeitig die Szene. Der Mann führt einen Kampf um Prinzipien, gegen Frauen, gegen das Unrecht, das Männern zugefügt wird, letztlich einen Kampf gegen sich selbst. Er muss stark sein, und die Hilflosigkeit, die alles aus ihm heraus antreibt, darf nicht sichtbar werden – Hilflosigkeit wäre gerade jetzt Schwäche.

Gehen wir aus der Familie heraus auf die Straße. StreetworkerInnen versuchen, Cliques zu befrieden. Cliques halten oft durch provokante Aktionen zusammen. Man beweist sich gegenseitig. Ausgrenzung anderer schafft Zusammenhalt. Das zeigt sich im kleinen Gruppenleben des Alltags genauso wie in den Extremsituationen der Gewalt. Jungen, die mit ihrer Hilflosigkeit nicht zurechtkommen, werden von solchen Cliques magisch angezogen. Sie erhalten Selbstwert, Anerkennung und Wirksamkeit als Gruppenmitglieder, die Gruppe wird zum emotionalen Rückhalt und zur Rechtfertigung ihres Verhaltens.

Was bei der Begegnung mit gewalttätigen Jugendlichen immer wieder überrascht, ja verstört, ist ihre offensichtliche Lust an der Gewalt. Es überkommt sie wie ein Schauer und danach macht sich Entspannung und Wohlgefühl bei ihnen breit. Einer der jungen Männer in Leinewebers Film sagte: „Wie nach einem Orgasmus“. Der Körper übernimmt die Regie, eine somatische Dynamik, wie sie in der Stressforschung immer wieder beschrieben wird. Das versperrt den pädagogischen Zugang. Aufklären, die Jugendlichen mit ihrer Tat konfrontieren wollen, geht erst einmal gar nicht. Sie haben ja das für sie Positive, Entspannende am eigenen Leib gespürt. Sie haben Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die Umwelt hat Wirkung gezeigt. Und jetzt kommen die

2 Wie innere Hilflosigkeit Bewältigungsdruck erzeugt – Abspaltungen

Nun ist es aber an der Zeit, diesen Grundmechanismus der Bewältigung in seiner Wirkungsweise eingehender zu erklären. Unter (*Lebens-*)*Bewältigung* verstehe ich das Streben nach psychosozialer Handlungsfähigkeit in kritischen Lebenskonstellationen. Lebenssituationen und -konstellationen werden dann als *kritisch* bezeichnet, wenn die bisherigen eigenen Ressourcen der Problemlösung versagen oder nicht mehr ausreichen und damit die psychosoziale Handlungsfähigkeit beeinträchtigt ist (vgl. Filipp 2008). Die Soziale Arbeit hat es mit solchen kritischen Lebenskonstellationen zu tun, es ist ihr Alltagsgeschäft: Scheitern, Verlust Erfahrungen, Anerkennungsprobleme und Versagensängste scheinen in den meisten der ihr zugewiesenen Fälle durch. Am Beispiel der Arbeitslosigkeit lässt sich die Dramatik kritischer Lebenskonstellationen zeigen: Der Arbeitslose verliert seine bisherigen Ressourcen psychosozialer Handlungsfähigkeit, denn über die Arbeit hat er Anerkennung, Lebenssinn und Selbstwirksamkeit erhalten, hat soziale Kontakte aufgebaut und einen sozialen Status erreicht. Das ist nun zusammengebrochen, und dieses Ungleichgewicht muss bewältigt werden.

Psychosoziale *Handlungsfähigkeit* ist ein Konstrukt im Magnetfeld des Selbstkonzepts. Ich bin in diesem Sinne handlungsfähig, wenn ich mich sozial anerkannt und wirksam und darüber in meinem Selbstwert gestärkt fühle. Das Streben nach Handlungsfähigkeit, das erst einmal in uns allen ist, macht sich also besonders in kritischen Lebenskonstellationen bemerkbar, wird über sie „freigesetzt“. Wenn es uns entsprechend schlecht geht, macht sich der Selbstbehauptungstrieb, gleichsam als Grundantrieb des Menschen, bemerkbar. Dieser ist so stark, so existenziell, dass Handlungsfähigkeit – also Selbstwert, Anerkennung und Selbstwirksamkeit – um jeden Preis gesucht werden muss.

Wenn dies nicht mit sozial konformem Verhalten erreichbar ist, dann eben auch mit abweichendem Verhalten. Antisoziales, aber auch selbstdestruktives Verhalten ist in diesem Sinne Bewältigungsverhalten. Dahinter stecken „Botschaften“ der Hilflosigkeit, des Unvermögens, sich mit seinem gestörten Selbst auseinanderzusetzen zu können. Es muss einfach – und das ist ein unbewusster Vorgang – abgespalten werden. Damit sind wir beim Modell der äußeren Abspaltung.

Äußere Abspaltung

Im Mittelpunkt steht das bedrohte Selbst in seiner Hilflosigkeit. Der Begriff des *Selbst* bezeichnet hier sowohl den inneren, emotionalen Pol des Selbstkonzepts, den *Selbstwert*: wie spüre ich mich und wie schätze ich mich ein? Sowie den sozialen Pol: wie sehen mich die anderen, erhalte ich *Anerkennung*? Und schließlich – gleichsam als Resultante – die emotionale wie kognitive Einschätzung der *Selbstwirksamkeit*: habe ich Zutrauen in meine Fähigkeit, unterschiedliche Lebenssituationen in den Griff zu bekommen. Das Selbst bewegt sich also im Magnetfeld von Selbstwert, sozialer Anerkennung und Selbstwirksamkeit. Mangelnde Anerkennung verbunden mit geringer bis fehlender Selbstwirksamkeit führt zu dieser Hilflosigkeit des Selbst. Wir erleben dies alltäglich, es muss nicht gleich ein katastrophaler Zustand sein. Man ist von sozial negativen Erlebnissen gefrustet, und das geht nicht über den Kopf, sondern vor allem über den Bauch. Man fühlt sich mies, es entsteht ein körperlich-seelischer (somatischer) innerer Druck, den man loswerden muss. Man kann nicht mit dieser Bedrückung schlafen gehen. Entlastung ist möglich, wenn man mit jemandem darüber sprechen, ihm oder ihr das belastende Problem erzählen kann. Im Bewältigungsmodell wird dies mit dem Begriff der *Thematisierung* umschrieben. Beratung ist in diesem Sinne nichts anderes als Hilfe zur Thematisierung. Wenn ich es jemandem anderen, z.B. einem Freund oder einer Freundin, erzähle, sprechen wir von Alltagsberatung. Wenn ich aber jemanden brauche, der mir dabei helfen

kann, suche ich eine professionelle Beratung auf. Unter Thematisierung verstehe ich dabei nicht nur den sprachlichen Akt, sondern vor allem auch den sozial-interaktiven Vorgang des *Mitteilens* und damit des Anknüpfens von Beziehungen bis hin zum Eintreten in soziale Netzwerke.

Dazu muss ich aber in der Lage sein, die Fähigkeit haben, meine innere Hilflosigkeit zum Sprechen zu bringen. Es gibt aber genug Menschen, die dies nicht können, in ihrer bisherigen Biografie nicht die Chance hatten, nie gelernt haben, das, was in ihrem Inneren ist, aussprechbar, thematisierbar zu machen. Darauf werde ich in den Kapiteln zu den Bewältigungskulturen (Kap. 4–7) näher eingehen. Sie stehen aber unter somatischem Druck, die Spannung muss gelöst werden, der Körper fordert das, der emotionale Drang zur Entspannung bekommt die Oberhand. Da die Hilflosigkeit nicht thematisiert werden kann, muss sie herausgedrängt, also *abgespalten* und kompensiert werden. Die Kompensationen können vielfältig sein. Sie äußern sich in unterschiedlichen Inszenierungen und Aktivitäten der Entlastung, Ablenkung oder des Umleitens der inneren Bedrängnis. Für die Soziale Arbeit kommen aber nur die antisozialen Kompensationen in Betracht. Sie sind ja der Ausgangspunkt für Interventionen und Hilfen. Auch hier kann man unterschiedliche Formen beobachten, die von der Verweigerungshaltung bis zur Gewalttätigkeit reichen. Eine immer wieder anzutreffende Form ist die der Projektion der eigenen Hilflosigkeit auf andere. Man lässt seine Hilflosigkeit und den damit verbundenen Frust an anderen aus. Das kann in körperlicher Gewalt ausarten, oft aber sind es psychische Gewaltformen. Dass letztere mehr von Mädchen und Frauen ausgehen, erstere mehr von Jungen und Männern, und dass Männer eher nach außen abspalten, soll im dritten Kapitel näher betrachtet werden.

Indem diese Ablaufdynamik von *innerer Hilflosigkeit – Unfähigkeit zur Thematisierung – Abspaltung durch Projektion/Kompensation* einem nicht bewusst, sondern somatisch angetrieben ist, entzieht sich auch das Abspaltungsverhalten der Selbstkontrolle. Man weiß in dem Moment nicht, was man da tut. Dieser Vorgang wird in der Psychoanalyse mit dem Begriff der *Abstrak-*

3 Mit dem Bewältigungskonzept kommt die Tiefendimension der Verletzlichkeit in den Blick

Hilflosigkeit in kritischen Lebenskonstellationen – Ausgangspunkt der Bewältigungsperspektive – weist auf die psychosoziale Tiefendimension der Verletzlichkeit (Vulnerabilität) des Menschen hin. Mit dem entsprechenden subjektiven Zugang ‚Verletzbarkeit‘ kommen wir der leibseelischen Befindlichkeit der KlientInnen näher als nur mit der Zuschreibung Hilflosigkeit. Verletzt-Sein kann Hilflosigkeit auslösen. Verletzlichkeit ist nicht nur als humane Grundtatsache zu begreifen, sondern auch in sozialen Zusammenhängen zu verorten. Die Bewältigungsperspektive als Streben nach Handlungsfähigkeit darf diese basale Befindlichkeit nicht zu schnell überblenden, sondern muss sie als möglichen Ausgangspunkt dieser Hilflosigkeit erst einmal klären können.

Vulnerabilität als Grundkategorie pädagogischer Erkenntnis ist in der Erziehungswissenschaft bisher wenig thematisiert, obwohl gerade in der Sozialpädagogik von vulnerablen Gruppen und Personen als KlientInnen dauernd die Rede ist.

„Das liegt unter anderem daran, dass die in den Erziehungswissenschaften dominierenden kategorialen Strömungen seit den späten 1990er Jahren in die entgegengesetzte Richtung weisen. Sie fokussieren ihr Interesse tendenziell einseitig auf die Stärken, die Resilienz, die Kompetenzen und Ressourcen von Individuen und setzen konzeptionell vor allem auf Selbstbestimmung und Empowerment. Diese Einseitigkeit des Fokus ist jedoch nichts grundlegend Neues, sie hat vielmehr eine historische Dimension. Seit Beginn der Neuzeit sind Topoi wie Verletzbarkeit, Leiden, Zerbrechlichkeit, Hinfälligkeit und Endlichkeit zunehmend problematisch geworden. Sie wurden als Ausdruck eines Mangels, als nicht hinnehmbare Fehlerhaftigkeit und zu korrigierende Schwäche verstanden. Daher wurde ein ganzes

Arsenal von ‚Andropotechniken‘ [...] entwickelt, die die Funktion hatten – und immer noch haben –, den Menschen gegen seine Verwundbarkeit zu immunisieren“ (Burghardt et al. 2017: 10).

Nicht zuletzt hat auch die Professionalisierung der Sozialen Arbeit dazu beigetragen, dass man aus dieser dunklen Zone der Verletzlichkeit herauskommen und sich in der hellen Zone der Ermächtigung etablieren wollte.

Das Bewältigungskonzept hingegen verlangt eine Kultur der Anerkennung von Hilflosigkeit, in der Verletzlichkeit thematisiert werden kann und nicht tabuisiert oder übergangen werden muss. Das bedeutet aber auch, dass Verletzlichkeit als kritisches Memento im Prozess der Modernisierung und damit als Teil des humangesellschaftlichen Entwicklungsprozesses selbst erkannt wird, von dem man sich weder moralisch noch technologisch absetzen kann. So gesehen braucht es eine Theorie der Verletzlichkeit als gewissermaßen ‚Rückseite‘ der Theorie der Bewältigung. Denn dann wird erst die tiefere Befindlichkeit aufschließbar, aus der heraus wir die Bewältigungsperspektive entwickeln. Das verlangt, „dass Vulnerabilität als ein erziehungswissenschaftlicher Grundbegriff ausgewiesen werden kann, der die notwendige Bedingung der Möglichkeit für die Diskurse und Praktiken um Resilienz und Empowerment etc. ist. Mit anderen Worten: ohne die im Hintergrund stehende Vulnerabilität würde der Fokus auf Empowerment, Resilienz etc. keinerlei Sinn ergeben“ (ebd.: 16). Verletzbar zu sein, oder vorher gewesen zu sein, muss deshalb allen KlientInnen zugestanden werden.

Verletzlichkeit ist für das menschliche Leben konstitutiv und kann nicht aus der Welt geschafft werden, ist nicht aufhebbar (vgl. Janssen 2018), zuvörderst nicht als leibseelische Verletzbarkeit. Diese ist durch die biologische Anfälligkeit des menschlichen Körpers und seine Endlichkeit als Sterblichkeit bestimmt. Ähnlich kann man auch die soziale Verletzbarkeit dimensionieren. Sie resultiert aus der gegenseitigen Angewiesenheit und damit auch Abhängigkeit der Menschen als sozialem Wesen. Sie ist weiter bestimmt durch die Begrenztheit des Menschen gegenüber der Natur trotz technologischen Fortschritts und durch die An-

fälligkeit ökonomischer und sozialer Systeme mit ihren inhärenten Tendenzen der Desintegration, die immer wieder kritische Lebenskonstellationen hervorbringen können. Verletzlichkeit bedeutet also die doppelte Möglichkeit eines Ausgesetzt-Seins. Der Begriff Möglichkeit ist hier zentral, denn er weist darauf hin, dass Verletzbarkeit in menschliches Leben und soziales Geschehen eingebettet ist und damit zur Normalität und nicht zur Besonderheit des Lebens gehört. Viele Verletzlichkeiten sind entwicklungsbedingt programmiert, schon in der Kindheit, dann in der Pubertät und schließlich im Alter. Sie sind sozial programmiert in den Übergängen und Brüchen der Erwerbsbiografie und in den desintegrativen Tendenzen moderner Gesellschaften. Aber auch in den sozialen Hilfen lauert Verletzlichkeit, wenn wir an die Etikettierungen und Stigmatisierungen denken, die manche Fallgeschichten durchziehen.

Vor diesem Hintergrund erhalten wir drei unterschiedlich gelagerte, aber aufeinander beziehbare ‚Schichten‘ im tiefenpsychischen Sockel der Bewältigungsperspektive, nämlich Verletzlichkeit, Hilflosigkeit und Handlungsunfähigkeit, wobei Verletzlichkeit als Grundtatsache vor Hilflosigkeit und Handlungsunfähigkeit steht. Das ist eine Grundhypothese, mit der sich der bewältigungspädagogische Zugang weiter vertiefen lässt. Schon mit der Annahme Hilflosigkeit ist viel erreicht. Wir erkennen blockierte Handlungsfähigkeit, Abspaltungszwang, können aber auch verdeckte Botschaften und Hilferufe vermuten. Dabei bleiben wir aber in Distanz zu den KlientInnen. Wir versuchen sie aus einer professionellen Methodik heraus zu verstehen, sonst verbindet uns aber nichts mit ihnen. Mit der Verletzlichkeit ist es anders, geht es tiefer. Wenn wir nach dem biografischen Punkt fragen, an dem sie so verletzt wurden, dass ihr Leben die Richtung verändert hat, dann werden wir selbst an unsere eigenen Verletzungen erinnert. In diesem unbewussten Übertragungsakt sind wir mit den KlientInnen verbunden. Jetzt erst kann Empathie entstehen, vorher war es eine pädagogisch-programmatische Hülse in der Distanz. Ich bezeichne dies als *endothymes dialogisches Verstehen* im Band der Verletzlichkeit.

Gerade weil die Qualität des Bewältigungsansatzes in seiner